

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 21 (1945-1946)
Heft: 3

Artikel: Das Wunder von Gurin
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069422>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



KERBSCHNITTMOTIV AUS GURIN

Das Wunder von Gurin

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

« Wenn Sie das nächste Mal in Locarno sind, so benützen Sie doch die Gelegenheit, um einen Ausflug nach Bosco Gurin zu machen! » sagte mir im letzten Winter ein Bekannter. « Sie wissen, Gurin ist das einzige deutschsprechende Dorf im Tessin; ich war noch nie dort; aber diese alte Walsersiedlung soll recht interessant sein. »

Als ich nach anderthalbstündiger Fahrt mit dem Maggiatal-Bähnchen und ebenso langer Autofahrt Gurin vor mir liegen sah, war ich, offen gestanden, etwas enttäuscht. Gewiß, das Dörfchen, das in einem Talkessel auf 1500 Meter Höhe liegt, sieht recht sympathisch aus, und die grünen Berghänge mit den paar Felsgipfeln bilden einen schönen Hintergrund. Ich gehöre aber zu jenen Leuten, die nicht besonders naturverbunden sind, sondern deren Interesse sich fast aus-

schließlich auf die Menschen und ihre Werke richtet. Und gerade in dieser Beziehung schien mir Gurin wenig ergiebig. Ich begegnete auf meinem Spaziergang weder architektonisch bemerkenswerten Bauten noch Volkstypen, die meine besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen, nicht einmal jemandem, der eine Tracht trug. Schon nach zwei Stunden begann ich zu bedauern, dem Rate meines Freundes gefolgt zu sein. Es war mir bereits langweilig, und ich wußte nicht recht, wie ich den Rest des Tages verbringen sollte.

Als ich mich aber nach drei Wochen von den Gurinern verabschiedete, tat es mir leid, meinen Aufenthalt nicht noch länger ausdehnen zu können. Ich wußte, daß ich noch nie einer so interessanten menschlichen Siedlung begegnet war. Gurin stellt den wohl einzig dastehenden

Fall einer Dorfgemeinschaft dar, die seit über 700 Jahren praktisch keine Zuwanderung von außen erlebte. Von den rund 50 Haushaltungen gibt es nur zwei, deren Vorfahren nicht schon bei der ursprünglichen Besiedelung im Jahre 1200 dabei waren, und auch bei diesen Familien ist die Mutter Gurinerin.

Älter als die Eidgenossenschaft

Gurin ist eine reine Walsersiedlung. Die Walserkolonisation hat die Phantasie der Geschichtsforscher mit Recht immer besonders stark beschäftigt. Im 12. Jahrhundert wohnte im Oberwallis ein Menschen-schlag, der sich offenbar durch ganz besondere Eigenschaften auszeichnete. Ein großer Teil dieser Bevölkerung wanderte, von dynamischer Tatkraft erfaßt, aus, aber nicht in besonders fruchtbare Gefilde, sondern mit Vorliebe in schwachbesiedelte Alpentäler in Oberitalien, Graubünden und im Vorarlberg, wo sie eine einzigartige kolonisationsartige Tätigkeit entwickelte. (Eine ähnliche, viel zu wenig beachtete Völkerwanderung im kleinen kann man ja auch heute beobachten, wo es die Berner Bauern dank ihrer phantastischen Durchschlagskraft fertig bringen, ganze Gegenden des schweizerischen Mittellandes friedlich zu erobern.)

Ein Teil dieser Walser zog aus dem Goms über den Griespaß ins italienische Pommat (Valle di Formazza) und von dort aus über die Guriner Furka ins Valle di Bosco. Während einzelne nach dem Rheinwald weiter wanderten, ließ sich eine Anzahl von Familien in Bosco-Gurin endgültig nieder. Diese Wanderung erfolgte offenbar um die Wende des 12. auf das 13. Jahrhundert; denn in Gurin konnte bereits am 11. März 1253 ein eigenes Gotteshaus eingeweiht werden.

Das alles ist vielleicht nicht besonders interessant. Interessant und fast unglaublich ist aber die Tatsache, daß diese wenigen Familien 700 Jahre lang ihre Tradition und Eigenart unversehr erhalten konnten. Heute noch sind die Einwoh-

ner von Gurin fast ausschließlich Träger der alten Walliser Namen, auch wenn diese zum Teil italianisiert wurden. Wie im Jahre 1200 wohnen dort immer noch die Janner, die Tomamichel, die Sartori (ehemals Schnyder), die Della Pietra (ehemals Zumstein), die Bronz (ehemals Hafner), die Elzi (ehemals Helsen), die Rossi (ehemals Roth).

Wohl sind viele Geschlechter, wie die Amplatz, die Imboden, die Jauch, die Zumbrunn ausgestorben oder ausgewandert, hinzugekommen sind aber fast keine neuen. Nicht nur erfolgte in diesen vielen hundert Jahren keine Zuwanderung von Männern, sondern auch die Frauen wurden beinahe ausschließlich aus den alten Gurinergeschlechtern gewählt. Es kommt nur selten vor, daß ein Guriner Bursche ein Mädchen zur Frau nimmt, dessen Vorfahren nicht schon dabei waren, als man über die Guriner Furka zog. Man war immer so stolz auf seine Eigenart, daß man eine Vermischung mit den Tessinern ablehnte. Mit den stammesverwandten Pommatern unterhielt man wohl freund-



BOSCO-GURIN VON WESTEN

schaftliche Beziehungen, zu Heiraten kam es aber, wenigstens in der letzten Zeit, nur selten. Frauen aus der übrigen Schweiz hätte man wohl ohne weiteres akzeptiert;

dieße Einheiraten kamen aber deshalb in der Regel nicht in Frage, weil für nicht Ortsansässige das Leben in diesem abgeschiedenen Bergdorf wenig Verlockendes bot.

In Gurin sind alle mit allen verwandt. Die Tomamichel-Tomamichel, die Elzi-Elzi sind an der Tagesordnung. Es liegt also ein Fall von Inzucht vor, wie er im Buche steht. Dennoch ist von Degeneration nicht das geringste zu bemerken. Es gibt keine Idioten und keine Geisteskranken, ja nicht eine einzige ortsansässige Familie, die von der Gemeinde erhalten werden muß. Die Guriner sind ein schlagender Beweis dafür, daß die Theorien unserer Rassenforscher doch nicht hieb- und stichfest sind.

Der Attu und der Eidu

Ein Beweis für die außerordentliche Lebenskraft, welche die Guriner besitzen, liegt darin, daß es ihnen gelungen ist, ihre ursprüngliche Sprache, das alte Höchstalemannisch, fast unversehrt bis in die Gegenwart hinein zu bewahren. Sie sprechen somit das älteste Deutsch in Europa.

Ich habe mir schon manchmal vorgestellt, wie es wohl wäre, wenn man sich plötzlich ein paar hundert Jahre zurückversetzen könnte, ob es überhaupt möglich wäre, sich zu verständigen. In Gurin geht dieser Traum in Erfüllung. Gurinerdeutsch zu erlernen bringt man zwar wohl auch in einem Jahr nicht fertig; aber acht Tage genügen, um die Leute recht gut zu verstehen, auch wenn man zu jenen gehört, die in der Schule wenig aufpaßten, als man mittelhochdeutsche Gedichte las.

In Gurin ist der Vater noch der *Attu*, der Großvater der *Ennu*, der Schwiegervater der *Schweer*, der Schwiegersohn der *Eidu*, die Schwiegertochter die *Schnurra*. Die Küche heißt *Fiirhüis* (Feuerhaus), das Fenster *Balge*. Der Regenschirm ist ein *Wätterhüat*, der Sonnenschirm ein *Sunne-*

wätterhüat. Die Wanduhr ist das *Stubuzyt*, die Sackuhr das *Hosuzyt*.

Viele Worte haben ihren alten Sinn behalten. *Fiiraben* (Feierabend) hat noch die ursprüngliche Bedeutung von Abend vor einem Feiertag, auch *zellä* wird noch in der Bedeutung von sprechen gebraucht, wie auch *Zahl* im Mittelhochdeutschen Erzählung bedeutet. Für die Hosen wird noch das alte Wort *Bruech* verwendet (vergleiche im Englischen Breeches), während unser Wort Hose die ursprüngliche Bedeutung von Strumpf behalten hat.

Wie im Französischen und übrigens auch im Berner-Oberländer- und Walliserdialekt werden die Eigenschaftswörter flektiert, was die Sprache besonders reich macht.

Es heißt also: *d'Ane ischt siechi* (die Großmutter ist krank), *d'Härperesen ripfi* (die Kartoffeln sind reif), *dsch Atte Gstefulti sen bschlagni* (die Socken des Vaters sind schmutzig).

Schi geit fast d'z'stolzi (sie geht fast zu stolz), sagt man, wenn von einer Frau, *es geit fast d'z'stolzes*, wenn von einem Mädchen die Rede ist.

Hier einige Guriner Sprichwörter:

Dsch' Atte Säge tüat de Chendu Hüischer büwwa; der Müater Flüech escht de Chendu Untergan (Des Vater Segen baut den Kindern Häuser, der Mutter Fluch ist der Kinder Untergang).

Räge, Räge-Tropfu, d'Metschi muß mu liepe, d'Puobe muß mu chloppfu (Regen, Regentropfen, die Mädchen muß man gern haben, die Buben muß man prügeln).

Für die Redensart «Aller guten Dinge sind drei» sagt der Guriner: *Wa schi zwetut, trittut schi* (Was sich zweimal tut, das tut sich das drittemal).

Nachstehend noch einige Ausdrücke, welche die Kraft und den Wohllaut dieser alten Sprache zeigen: *Lache wie a Rufenu* (Lachen wie eine «Rufene», d. h. wie ein niedergehender Bergsturz), *zellä wia ä Rätschiu* (Reden wie eine Rätsche).

Natürlich haben sich vereinzelt aus dem Italienischen Lehnwörter eingeschlichen. Im heutigen Gurinerdeutsch heißt das Gewitter *Temporal*, das Kopftuch *Panett*, das Taschentuch *Schnützpanett*. Wenn man Zündhölzer anzündet, nennt man das *d'Foggi empfengge* (Fuochi = tessinerisch Zündhölzer; *empfengge* = entfunken).

Nun leben die Guriner zwar auf einer Sprachinsel, aber immerhin nicht auf einer richtigen Insel, und ihr Dialekt genügt natürlich nicht, um sich mit der außerdörflichen Umwelt zu verständigen. Diese Schwierigkeiten haben sie zwar nicht spielend, aber mit unglaublicher Energie und Anpassungskraft überwunden. Gurin ist jedenfalls das einzige Dorf in der Schweiz, wo die Kinder fünf Sprachen lernen müssen.

Im vorschulpflchtigen Alter sprechen sie Gurinerdeutsch. In der Schule lernen sie als Fremdsprachen Italienisch und Schriftdeutsch, d. h. der Schulunterricht wird italienisch geführt, eine Stunde täglich wird aber seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts dem Schriftdeutschen reserviert. Auch der Religionsunterricht wird schriftdeutsch erteilt.

Da die Guriner selbstverständlich mit dem übrigen Tessin wirtschaftliche Beziehungen haben, erlernen die meisten auch den Tessinerdialekt.

In den letzten Jahrzehnten hat nun der Fremdenverkehr viele Deutschschweizer nach Gurin geführt, mit dem Ergebnis, daß die Guriner sich außerdem noch ein allgemeines Schweizerdeutsch angeeignet haben, das sie im Verkehr mit ihren Landsleuten aus der deutschen Schweiz



DIE BOTSCHAFT

HOLZSCHNITT VON FRITZ BUCHSER

brauchen, die in der Regel nicht Italienisch können, Gurinerdeutsch nicht verstehen, Hochdeutsch aber nicht gerne reden.

Diese fünf Sprachen werden nun nicht etwa vermischt, wie man meinen könnte, sondern ziemlich sauber auseinander gehalten.

Beispiel :

Hochdeutsch: *Vater*; Gurinerdeutsch: *Attu*; Italienisch: *Padre*; Tessinerdialekt: *Pa*; Schweizerdeutsch: *Vatter*.

Die Größe der Kleinheit

Daß es die Guriner fertig brachten, ihre ursprüngliche Sprache so lange zu erhalten, ist eine Leistung, die fast ans Wunderbare grenzt. Politisch und wirtschaftlich gehört ja Gurin zum Tessin, und die Tessiner Regierung hatte seit jeher wenig Verständnis für die Erhaltung dieser Sprachinsel. Die Amtssprache war immer Italienisch. Dadurch, daß die Guriner Jahrhunderte lang sehr abgeschieden lebten und ganz auf sich selbst angewiesen waren, erklärt sich dieses Wunder nur zum Teil. Das Unfaßbare liegt ja gerade darin, daß es ein paar Dutzend Familien fertig brachten, ohne Literatur, ohne Beziehung zu einem größern Sprachgebiet (durch das sie durch hohe Berge getrennt waren) die Sprache 700 Jahre lang vor Auflösung zu bewahren.

Es müssen hier, abgesehen von der guten Rasse, geistige und wirtschaftliche Lebensbedingungen besonders günstiger Art vorliegen. Und gerade von diesem soziologischen Gesichtspunkt aus ist diese kleine Berggemeinde besonders interessant für jeden, der sich für das so brennende Problem der schweizerischen Bergbauerngemeinden interessiert.

Der unermüdliche Förderer unserer Landesplanung, Architekt Armin Meili, weist in Vorträgen immer wieder darauf hin, daß große Städte deshalb unerwünscht sind, weil sie den Einzelnen atomisieren, zum Teil einer ungegliederten Masse

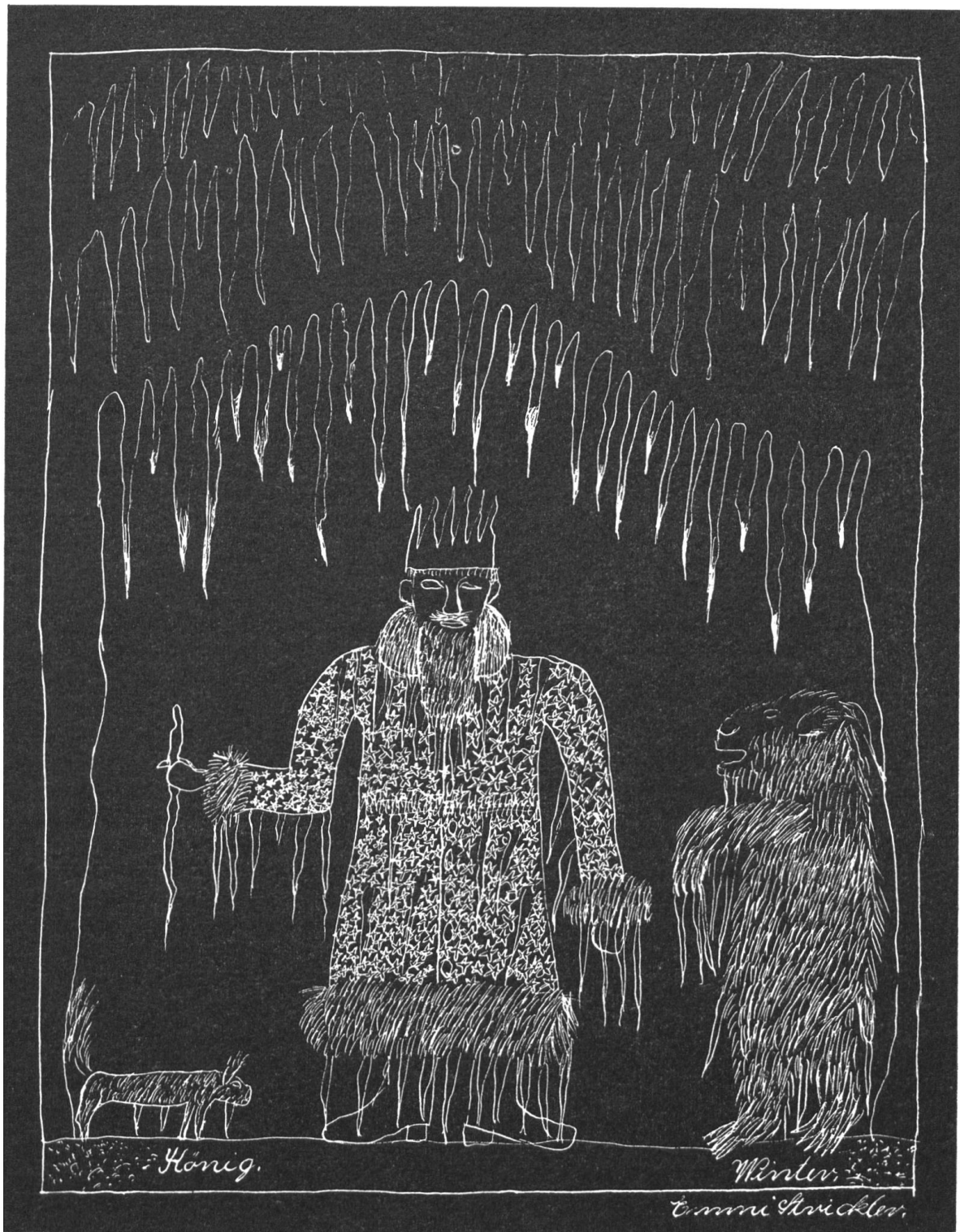
machen. Gerade die Kleinheit von Gurin hat jedenfalls wesentlich dazu beigetragen, dieses Gemeinwesen so widerstandsfähig zu machen.

Dadurch, daß nur 50 Familien in diesem Dorfe wohnen, sind für jeden Einzelnen die Verhältnisse vollkommen übersichtlich. Man kennt einander ganz genau, und zwar nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit. Wenn man 700 Jahre beisammen war, wenn man über die Lebensgeschichte jedes Nachbarn auf Generationen zurück orientiert ist, wenn man weiß, was für gute und schlechte Eigenschaften den Vater, den Großvater, ja den Urgroßvater auszeichneten, dann erwächst dadurch eine Menschenkenntnis, wie sie anderswo gar nicht denkbar ist.

Wer 50 Familien so genau kennt, wie das bei den Gurinern der Fall ist, der kennt den Menschen schlechthin.

Ich habe jedenfalls nie in meinem Leben eine Gruppe von Leuten mit so viel psychologischem Talent getroffen wie die Guriner.

Ich habe oft mit einer alten Frau gesprochen, die sich regelmäßig einfand, wenn am Spätnachmittag die Kühe und Ziegen in den Ställen außerhalb des Dorfes gemolken wurden. Sie konnte nachher des langen und breiten über das erzählen, was sie in dieser Stunde alles beobachtet hatte. Die kleinsten Bruchstücke genügten ihr, um das Bild richtig zu ergänzen. Die junge Lena hatte im Vorbeigehen zwar mit dem üblichen Scherzwort begrüßt, aber der Ton war nicht ganz richtig gewesen. Offenbar war das Mädchen trotz seinem lachenden Gesicht traurig. Bestimmt hatte am Morgen eine Familienszene stattgefunden, weil sich der Vater gestern nacht trotz dem Abraten der Mutter von einem Schmuggler hatte überreden lassen, eines dieser schwer absetzbaren Wörterbücher zu kaufen. Der Jacumdori aber machte ein ernstes und bekümmertes Gesicht, also wollte er damit



„König Winter“, Kinderzeichnung

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

Dann sollten wir wissen, was diese
Zeichnungen darstellen



Antworten siehe Seite 69

verdecken, daß ihm der schlaue Handel mit dem Rind geglückt war, usw. usw.

Diese Menschenkenntnis findet man ja bei allen Bergbewohnern. Eine unrichtige, vom Ausland übernommene Vorstellung, verführt unsere Schriftsteller immer wieder, die Bergbauern als knorrige, schweigsame, weltungewandte Leute darzustellen. Das ist grundfalsch. Diese Eigenschaften besitzt vielleicht ein Flachlandbauer, der auf einem einzelnen Hofe wohnt, ganz bestimmt aber nicht der typische Bergbauer. Dieser ist dadurch, daß er durch die äußern Umstände gezwungen ist, in engem Kontakt mit andern Menschen zu leben, an sich viel soziabler und gewandter als der durchschnittliche Unterländer, handle es sich um einen Bauern oder um einen Städter. (Bergbauern, die auswandern, bewegen sich deshalb nach kurzer Zeit in Paris oder New York mit viel größerer Leichtigkeit als etwa ein Städtzürcher oder Städtberner.) Diese psychologischen Talente besitzen nun die Guriner in ganz außerordentlichem Maß. Es ist erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit sie auswärtige Besucher einschätzen. Mit großem Einfühlungsvermögen spielen sie die Rolle, welche der Tourist von ihnen erwartet — altes geplagtes Mütterchen, ehrwürdiger Rauschebart à la «Illustrierte», urwüchsiger Bergbursche, unverdorbenes Mädchen vom Lande —. Während aber der Besucher in der Regel das Theaterspiel nicht erkennt, wird er selbst sehr realistisch eingeschätzt.

Die Guriner sind gewandt, gesprächig, höflich, kurz, das gesellschaftliche Leben in diesem Dorf ist nicht jener Erstarrung verfallen, die für viele schweizerische Siedelungen so typisch und eine Entartungserscheinung ist.

Vivere periculosamente

Gurin hat aber auch in sozialer Beziehung besonders günstige Voraussetzungen. Diese kleine Gemeinde kann deshalb eine wahrhaft demokratische Gemeinschaft bilden, weil die Vermögensverhältnisse ausgegli-

chen sind. Es gibt keine reichen Leute. Die Wohlhabendsten besitzen sechs Kühe und auch das nur im Sommer. In den langen Wintermonaten reicht das Heu bei keinem Bauern für mehr als zwei Kühe, die andern werden in das Unterland «gegen Milch und Kalb» in Pension gegeben. Daneben verfügen alle Guriner über einige Schafe und Ziegen.

Die Guriner leben zwar in einer unwirtschaftlichen Gegend. Vielleicht sind es aber gerade diese schwierigen Lebensbedingungen, welche zum Wunder von Gurin beigetragen haben.

Das Dorf ist ständig von Lawinen bedroht. Unterhalb der Poststraße erinnert eine Kapelle an eine Lawine, welche 1695 einen Teil des Dorfes zudeckte, wobei 34 Einwohner den Tod fanden. 1749 wurden wiederum 41 Menschen von einer Lawine verschüttet. Die letzte große Lawine ging 1925 nieder, wobei mehr als 30 Ställe zerstört und mehr als 40 Stück Vieh getötet wurden. Vielleicht gibt aber gerade diese ständige Möglichkeit einer Katastrophe den Gurinern ein erhöhtes Lebensgefühl. Nirgends wird das Leben intensiver gelebt als dort, wo es sich im Angesicht des Todes abspielt. Deshalb waren früher die alten Segelschiffmatten und deshalb sind heute die Flieger von einem besondern hochgemuten Lebensgefühl erfüllt und genießen, mit Recht, ein besonderes Ansehen. Das gilt allerdings nur dann, wenn die Bedrohung nicht mutwillig aufgesucht wird, sondern schicksalhaft mit der Ausübung der täglichen Arbeit verbunden ist.

Gewiß, Gurin hat ein rauhes Klima. «Neun Monate ist es Winter und drei Monate ist es kalt», sagen die Leute. Aber gerade weil der Sommer so kurz ist, wird er viel konzentrierter gelebt als dort, wo er lange dauert. Und er erfüllt das Leben der Menschen mit einer Spannung, die zuträglicher ist als die Monotonie eines ausgeglichenen Klimas. Früher war das Klima allerdings besser als heute. Man trifft noch überall die alten Walli-

ser Kornspeicher mit den charakteristischen Mäussteinen, obwohl es heute nicht mehr möglich ist, Getreide zu pflanzen. Die Klimaverschlechterung kommt — wie einem die Guriner erzählen — daher, daß man letztthin einen Teil des Waldes unvernünftigerweise abholzte. «Letztthin», das war Mitte des 19. Jahrhunderts. In einem Dorfe, wo man seit 700 Jahren sesshaft ist, sind 100 Jahre wie in einer Großstadt ein Monat.

Arm und doch reich

Ist also Gurin ein Wirtschaftsparadies? Bestimmt nicht. Auf jeden Fall sind die Guriner selber nicht dieser Meinung. Vor allem die jungen Leute finden, das Leben eines Bergbauern sei außerordentlich hart, und mancher trägt sich deshalb mit dem Gedanken, auszuwandern. Ich bin nicht sicher, ob sie diese Ansicht nicht von den Touristen übernommen haben.

Wenn auch der Sommer sehr streng ist, so gibt doch der Winter Gelegenheit zum Ausspannen, wenigstens für die Männer. Alles in allem genommen glaube ich nicht, daß die Guriner ein strengeres Leben haben als die Bauern im Unterland oder auch als die meisten Städter; denn heute wird in der Schweiz fast überall bis zur äußersten Anspannung der Kräfte gearbeitet.

Es ist wahr, das Bargeld ist in Gurin, wie in allen Berggemeinden, knapp. Der Gemeindepräsident erhielt früher Fr. 25.— pro Jahr, heute Fr. 100.—. Als im Jahre 1905 die Jahresbesoldung des Gemeindeschreibers von Fr. 60.— auf Fr. 85.— erhöht werden sollte, gab dieser Antrag sehr viel zu reden. Man fand, so könne man denn doch nicht mit der vollen Kelle schöpfen.

Das Geld ist aber nicht der Maßstab aller Dinge, nicht einmal in der Wirtschaft. Wenn ich etwa zur Abendzeit in eine Stube trat, wo eine Familie bei «Kaffee und Möcken» oder einer Minestra zusammensaß, dann begrüßte mich

der Familienvater häufig mit den Worten: «Bei uns geht es halt einfach zu. Ihr in der Stadt wäret mit diesem Nachtessen nicht zufrieden» — als ob nicht auch in der Stadt Tausende von Familien jahraus, jahrein «Kaffee mit Möcken» essen würden. Und wenn die Guriner klagen: «Zu Fleisch reicht's halt bei uns nur einmal in der Woche», so erklärt sich auch dieser Ausruf durch die falsche Vorstellung, daß man in der Stadt auch in einer kinderreichen Familie jeden Tag Gesottenes und Gebratenes in Hülle und Fülle zur Verfügung habe.

Man lebt in Gurin, wie in allen Bergdörfern, anders als in den Städten; aber man kann nicht einfach behaupten, man lebe schlechter. Es handelt sich hier um zwei Lebensformen, die im Grunde nicht vergleichbar sind.

Wenn ein Teil der Guriner die Lösung der wirtschaftlichen Probleme des Dorfes darin sieht, daß eine lohnende Winter-Heimarbeitsbeschäftigung eingeführt wird, welche bares Geld ins Dorf bringt, und wenn sich andere dafür einsetzen, daß die Landwirtschaft rationeller betrieben, eine Güterzusammenlegung beschlossen wird usw., so sind das sicher gutgemeinte und vernünftige Vorschläge, die alle Unterstützung verdienen; aber die Medizin ist nicht ganz ungefährlich.

Die Lösung des Problems kann nicht dadurch gefunden werden, daß man die Bergbauern in das kapitalistische System eingliedert und zum Gelddenken erzieht. Wenn die Guriner zu rechnen beginnen, werden sie zu armen Schluckern. Dann finden sie heraus, daß sich ihre Arbeit weniger rentiert als die des ärmsten Proletariats, und daß sie bei ihrer Heimarbeit nur auf Hungerlöhne kommen. Die Rechnung stimmt, aber sie stimmt doch nicht. Wenn die Frauen ihre freie Zeit wieder dazu benützen würden, um nicht für den Verkauf, sondern für den eigenen Bedarf zu spinnen und zu weben, wenn die Männer ihre große handwerkliche Geschicklichkeit wieder dazu verwenden würden, nicht nur um ihre Ge-

räte selbst zu machen, sondern auch um Betten und Buffets selbst zu schreinern, wie das ihre Väter taten, dann könnte Gurin seinen Einwohnern auch in Zukunft genau so gut ein menschenwürdiges Leben bieten wie in der Vergangenheit.

Gurin wird, wie alle Berggemeinden, nur dann seine stolzen Traditionen aufrecht erhalten können, wenn es auf die eigene Kraft vertraut, statt sich an Subventionen und Hilfsaktionen zu klammern. Almosen demütigen, auch wenn sie mit bester Absicht verabreicht werden. Die Guriner sollten die ausrangierten Grammophonplatten, Teddybären, Damenpelze, welche ihnen von gedankenlosen Städtern als Bergbauernhilfe aufgedrängt werden, in den Specksteinofen werfen. Sie brauchen aus den Städten weder wirtschaftliche noch kulturelle Hilfe.

Viel wichtiger ist, daß sie das kulturelle Leben, das seine natürlichen Wurzeln in der Gemeinde hat, fördern. Schon jetzt besitzt Gurin ein schönes Heimatmuseum. Schon jetzt wird jeden Winter Theater gespielt, und zwar gutes Theater. 25 Laiendarsteller scheuen keine Mühe, um den 150 Zuschauern etwas vorzuführen, das wirklich sehenswert ist. — Wilhelm Tell, Maria Stuart.

Aber die kleine Gemeinde ist so reich an Talenten, daß noch viele weitere Möglichkeiten vorhanden sind. Gurin besitzt z. B. verschiedene kleine Kapellen, die durch einzelne Einwohner gestiftet wurden. Ein Teil davon ist sehr schön ausgemalt, mehrere durch unsern Mitarbeiter Hans Tomamichel. Gerade wenn ein Dorf arm ist, ist es wichtig, daß es vom Glanze der Kunst bestrahlt wird. Die lokale Pflege der Kunst schafft ein Selbstbewußtsein, wie es weder durch Wasserversorgungen noch durch die Einrichtung landwirtschaftlicher Maschinen erreicht werden kann. Ein größeres Selbstbewußtsein aber, ein stärkerer Glaube an die eigenen Werte, das ist es, was Gurin — und vielen anderen Berggemeinden — heute vor allem not tut.